



1.

Das Dichtergemüt.*)

Unsere Zeit wird viel gepriesen und viel verkehrt. Es gibt kaum ein schmähdendes oder schmähenndes Beiwort, das ihr nicht beigelegt würde. Die einen, die, von der Lust zu leben getragen und von dem Stolz über die Errungenschaften der Technik, der Industrie, der Naturwissenschaften geschwellt, nur die funkelnde und schimmernde Oberfläche sehen, wissen nicht genug zu rühmen, wie herrlich weit wir es gebracht haben, im Vergleich zu vergangenen Jahrhunderten. Die andern glauben, alle Poesie sei aus dem armen, nüchternen, prosaischen Leben geflohen, es gäbe nur noch eine Macht, und die heiße das Geld, nur einen Zweck des Daseins, und der heiße Genuß; und sie können moderne Dichter und Philosophen als Zeugen anrufen, die das Mitleid als Schwäche brandmarken und das Gemüt als einen Artikel hinstellen, der aus der Mode gekommen sei und seinen Kurswert verloren habe. Aber wenn wir auch uns nicht zu denen rechnen wollen, die griesgrämig und nörgelsüchtig alles, was der Gegenwart den Stempel gibt, bekritteln und verdammen, noch auch zu denen, die alles Moderne schön und unvergleichlich finden, zu leugnen ist das eine nicht, daß vor all der Unruhe und Hast und dem Jagen nach zeitlichen Gütern die Ruhe vielfach abhanden gekommen ist, die nun einmal unumgänglich nötig ist zur Bildung klarer und echter Empfindungen und jener reinen und hohen Gedanken, die auch für das Wollen und Handeln feimkräftig wirken. Es ist nicht zu leugnen, daß das Gemütsleben unseres Volkes trotz des äußeren Glanzes der Kultur in den letzten Jahrzehnten keine Vertiefung und Verinnerlichung erfahren hat.

*) Diese Abhandlung erschien zuerst in den „Grenzboten“ (1906) S. 323–329, 376–384.

Ist nun aber das Dichtergemüt wirklich etwas so Fernliegendes, Fremdes und Unbegreifliches für den gewöhnlichen Sterblichen? Wir alle haben doch Zeiten gehabt, wo sich etwas Dichterisches in uns regte; wir alle waren Kinder, und sind diese nicht die unschuldvollsten und oft phantasiereichsten Dichter? Und wen hat nicht in der Zeit der grünen Liebe der holde Wahnsinn der Poesie ergriffen? Und wer möchte sich im Ernste das aberkennen, was wir Gemüt nennen?

Wort und Begriff haben eine ungemein interessante Geschichte. Es ist ursprünglich weit umfassend wie Geist und Seele und Sinn und umschließt das Denken, das Fühlen und das Wollen. Noch Adelung (1796) bestimmt das Gemüt als die Seele in Ansehung der Begierden und des Willens, sowie die Seele in Ansehung des Verstandes und der Vernunft oft der Geist genannt wird; bei Campe (1808) wird es als das gesamte Begehrungsvermögen, sowohl das vernünftige wie das sinnliche, bezeichnet, und er hebt hervor, daß es seit einigen Jahren zum Modeworte für Seele geworden sei. Die Romantiker waren es besonders, die den weit umspannenden Begriff verengerten; so bezeichnet es zunächst das sanfte, liebende Begehren und schränkt sich schließlich immer mehr auf das Gefühls- und Empfindungsleben der Seele ein. Das Gemüt tritt in Gegensatz zum scharfen Denken und zur Tatkraft; es wird mehr leidend als tätig gedacht, es wird zur Welt des reichen und weichen Gefühls. Aber zugleich, wie es das gefühlvolle Herz bedeutet, wird es besonders dem Dichter beigelegt; Poesie und Gemüt erscheinen als gleichbedeutende Begriffe; das Vermögen des Gemüts ist die Phantasie, das Genie, und somit die rechte Geburtsstätte für Kunst und für das Schöne, die empfangende und schaffende Einbildungskraft. Gemüt wird zum Spiegel der Welt, der nicht bloß aufnimmt, sondern auch zurückstrahlt.

Schon früh hebt ein gewisser Nationalstolz die Tiefe und die Innigkeit gerade des deutschen Gemüts hervor, und wenn es auch eitel Torheit ist, dieses freilich unübersehbare Wort auch dem Begriffe nach anderen Nationen abzusprechen, so können wir doch wohl sagen, daß die Innerlichkeit, die schon Tacitus bei den Germanen rühmt, ein Charakterzug des Volks seit uralter Zeit ist: die persönliche und herzliche Hinnäherung von Person zu Person, auch zu den Waffen, zu Roß und Schiff und zu den Tieren, die mystische Hinnäherung zur Natur, besonders zu Wald und Meer, der Hang zur Häuslichkeit, zum Familienleben, ja auch zu Gastlichkeit und Trint-

gelagen. Bei Fischart ist das deutsche Gemüt gegründet in Redlichkeit, Festigkeit, Zuverlässigkeit, Dankbarkeit und Treue. Später tritt das reine Empfindungsleben mit Ernst und Wahrhaftigkeit in den Vordergrund, so bei Luther und bei Arndt; Heine rühmt die tiefe Urkraft des Volksliedes, die in der edeln, majestätischen Herrlichkeit des deutschen Volksgemüts wurzelte. Friedrich Schlegel orakelt etwas verschwommen, wie es die Art der Romantiker ist: „Sinn, der sich selbst sieht, wird Geist; Geist ist innere Geselligkeit; Seele ist verborgene Liebenswürdigkeit. Aber die eigentliche Lebenskraft der innern Schönheit und Vollendung ist das Gemüt. . . . Dem Zauberstabe des Gemüts allein tut sich alles auf.“ Ein Wort eines griechischen Weisen lautet: „Gleiches wird nur durch Gleiches erkannt.“ Es ist dasselbe, was im Faust der Erdgeist sagt: „Du gleichst dem Geist, den du begreifst.“ So wird auch niemand einen Künstler begreifen, wenn nicht etwas vom Künstler in ihm selber steckt, niemand einen Dichter ganz verstehen, der sich nicht mit kongenialem Verständnis in ihn hineinzudenken, hineinzuempfinden und ihm nachzuschaffen vermag. Freilich wie tief bleibt dieses Nachschaffen, dieses Genießen und Verstehen hinter dem wirklichen Schaffen zurück!

So hat man denn auch von alters her als göttlich die Wundergabe des Dichtergenius gepriesen: mit Worten zu künden, was in Duft und Dämmer des innersten Herzens schlies, den Urönen der Menschenbrust den Klang zu verleihen, der ureigen aus dem Erlebten hervorrauscht und doch die Saiten jeder empfänglichen Menschenseele mitzittern und mitklingen läßt. Apollo und die Musen verleihen dieses köstliche Geschenk. Melpomene weicht mit mildem Blick ihre Lieblinge und gibt ihnen die Kraft zu schauen, was andre Menschen nicht schauen, zu sagen, was sie freudvoll empfinden, was sich leidvoll in ihrem Busen regt, und so die Herzen der Menschen zu bannen durch die künstlerische Verbindung von Rhythmus und Sprache, von Gefühl und Gedanken, von Stoff und Form, von Einzelnem und Allgemeinem. Die Dichter geben uns deshalb auch den besten Einblick in das Wesen des dichterischen Gemüts.

Schiller lebt und webt in dem stolzen Gedanken, daß nur der Dichter der wahre und eigentliche Mensch sei, nur von ihm sei für die Sache der Menschheit Ernsthaftes und Heilsames zu erwarten; der Philosoph sei nur eine Karikatur im Vergleich zu ihm. So ruft er den „Künstlern“ zu: „Der Menschheit Würde ist in eure Hand

gegeben, bewahret sie! Sie sinkt mit euch. Mit euch wird die gesunkene sich heben! Der Dichtung heilige Magie dient einem weisen Weltenplane, still lenke sie zum Ozeane der großen Harmonie!" Für Schiller ist die Dichtung eine ewige Quelle der Verjüngung, eine Trösterin, Erbauerin, die immer wieder den Menschen zuruft:

Werft die Angst des Irdischen von euch!
 Fliehet aus dem engen, dumpfen Leben
 In des Ideales Reich!
 Flüchtet aus der Sinne Schranken
 In die Freiheit der Gedanken.

Ich erinnere ferner an die „Macht des Gesanges,“ „Pegasus im Joch,“ „Die vier Weltalter,“ „Die Poesie des Lebens,“ „Das Mädchen aus der Fremde.“

Das Werk der Weltliteratur, das uns am tiefsten in das Leben und Wehen eines Dichterherzens hineinführt, ist Goethes „Tasso.“ Es ist eine Tragödie des Dichtergemüts, denn das Werk gibt uns nicht nur die Psychologie des gesunden Dichterherzens, sondern auch die Pathologie des kranken Poetengemüts. Goethe hat nichts gedichtet, was er nicht an sich erlebt hätte; es mußte ihm die Brust schwellen, mußte ihm auf den Nägeln brennen. So wurde er ein Dichter der Wirklichkeit, der Anschauung und des lebendigen Gefühls; darum läßt er schon im „Götz“ den in dem Liebesrausch verzückten Franz sagen: „Nun weiß ich, was den Dichter macht: das von einer Empfindung volle Herz.“ Und so hat denn Goethe auch alles, was ihm an Beseligendem und Niederbeugendem das Herz durchzog, in dieser Dichtung niedergelegt; so auch den Widerstreit von Ideal und Wirklichkeit, den er so schmerzlich empfand, den Widerstreit zwischen seinem Dichterberuf und seinem staatsmännischen Amt. Schon den Knaben Goethe beschäftigte der Stoff des „Tasso“, sodaß er den unglücklichen Italiener auf sein Puppentheater brachte. Und später: wie viele merkwürdige, ja wunderbare Übereinstimmungen zeigte sein Leben mit dem Tasso! Beider vielgeliebte Schwester hieß Cornelia. Zum Juristen hatte auch den Tasso einst der Vater bestimmt, aber er trachtete nicht nach dem Richterbarrett und Richtertalar, sondern nach dem Lorbeer der Unsterblichkeit. Beide führte das Leben an einen kleinen Hof, und beide wurden erfüllt von der Liebe zu einer unerreichbaren Frau. Und vor allem: beide empfanden als gottbegnadete Dichter auf das tiefste den

bitteren Gegensatz zwischen den Träumen der Phantasie und den nüchternen Forderungen der Wirklichkeit. Beide lebten und litten ein Leben, wie es das Dichterherz so mit sich bringt, das ewig unruhig, bald freudvoll, bald leidvoll bewegt ist.

Als Herder die Goethische Dichtung las und hinter dem Schleier der fernen Zeit, des fernen Ortes, der längst entschwundenen Personen die greifbar nahe Wirklichkeit, den Musenhof Weimar mit seinen bedeutendsten Vertretern erkannte, da schrieb er: „Goethe kann nicht anders als sich selbst idealisieren und immer aus sich schreiben.“ So hat Goethe in der That sein Herzblut in den „Tasso“ hineinströmen lassen, und so ist dieses Drama nicht nur ein Bekenntnis von dem, was ihn in Weimar am tiefsten bewegte, nicht nur eine große Beichte, sondern vor allem ein Dichterbild ohnegleichen geworden.

Im Lustgarten von Belriguardo wandeln die Prinzessin Leonore von Este und die Gräfin Leonore Sanvitale in trauter Zwiesprach einher. In ihre frohe Frühlingsstimmung mischt sich als leiser Mißklang der Gedanke an ihre nahe Trennung. Denn die Pflicht ruft die Gräfin zu ihrem Gatten und dem Sohne zurück. Beide sind edle Frauengestalten. Wie die Lilie steht die Prinzessin in ihrem zarten Wuchs, mit ihren feinen, von frühem Leiden verklärten Zügen neben der voll entfalteten Rose, neben der üppigen Schönheit ihrer Freundin. Wohl ist sie die tiefere, seelenvollere, ja sie ist nicht nur eine tief empfindende Dichtersfreundin, sondern auch eine ernste, begeisterte Schülerin des Plato; doch auch die Gräfin ruht gern mit Ohr und innerm Sinne gar freundlich auf des Dichters Reimen aus, „der uns die letzten, lieblichsten Gefühle mit holden Tönen in die Seele flößt.“ Ja sie weilt am liebsten auf der Insel der Poesie in Vorbeerhainen. Und wie die Prinzessin auf Tasso ihre Worte lenkt, schildert sie fein und zart nicht nur den Freund, sondern überhaupt den Dichter, der in den Reichen süßer Träume schwebt, mit den Worten:

Sein Auge weilt auf dieser Erde kaum,
Sein Ohr vernimmt den Einklang der Natur;
Was die Geschichte reicht, das Leben gibt,
Sein Busen nimmt es gleich und willig auf:
Das weit Zerstreute sammelt sein Gemüt,
Und sein Gefühl belebt das Unbelebte.

Ich denke, es verlohnt sich der Mühe, bei diesen Sätzen

etwas zu verweilen; sie werden uns den Schlüssel geben zu den geheimnisvollen Wundern des Dichtergemüts.

„Sein Auge weilt auf dieser Erde kaum.“ Wer in Gedanken, noch dazu wer in dichterische Träume versunken ist, dem entschwindet die Wirklichkeit, der vergißt Zeit und Ort darüber, und sein inneres Auge ist geöffnet für die Welt des schönen Scheins, die er mit Bildern und Gestalten seiner Einbildungskraft anfüllt; er schwebt in den lichten Höhen des Reichs der Ideale; hat dem Dichter doch Zeus bei der Teilung der Erde verheißen:

Willst du in meinem Himmel mit mir wohnen.

So oft du kommst, er soll dir offen sein!

Aber hier lauert auch die Gefahr zugleich, daß der Dichter den Boden der Wirklichkeit verliere, daß er phantastisch werde, überschwenglich, ekstatisch, wie Klopstock, wie Tasso selbst, der bald im Übermaß der Freude frohlockt, bald sich der Selbstzerstörung des verzweifelnden Gemüts mit Wonne der Wehmut hingibt und so das rechte Augenmaß für die Dinge und die Verhältnisse dieser Erde verliert. Aber etwas Träumerisches und zugleich etwas Hellseherisches hat man zu allen Zeiten in dem gottbegnadeten Dichter gesehen; vates ist Dichter und Seher zugleich. Dessen Auge reicht zurück zu den Quellen der Erscheinungen — er „belauscht der Dinge geheimste Saat“ — und zugleich in die Zukunft: er sieht kommende Größe.

„Sein Ohr vernimmt den Einklang der Natur.“ Ein schweres, tiefes Wort! Wir gewöhnlichen Sterblichen hören wohl ein mißtönendes Durcheinander in Natur und Menschenleben von Haß und Streit und Neid, von Leidenschaft und Unvernunft; wir stehen ratlos der Grausamkeit der Elemente gegenüber, die das Gebilde der Menschen hassen und in sinnloser Wut zerstören. Wie ungereimt, wie disharmonisch erscheint uns oftmals das Weltgetriebe! Der Dichter aber vernimmt die ewige Harmonie der Sphären, von der schon die Pythagoräer träumten; er erkennt das Wesenhafte, scheidet es von dem Zufälligen und Alltäglichen und findet das ewig Verwandte und Einheitliche zwischen den Erscheinungen der Natur und den Regungen der Menschenseele. Wir lesen im „Faust“:

Wodurch bewegt der Dichter alle Herzen?

Wodurch besiegt er jedes Element?

Ist es der Einklang nicht, der aus dem Busen dringt

Und in sein Herz die Welt zurücke schlingt?

Wenn die Natur des Fadens ewge Längen,

Gleichgiltig drehend, auf die Spindel zwingt,
 Wenn aller Wesen unharmonische Menge
 Verdrießlich durcheinander klingt,
 Wer teilt die fließend immer gleiche Reihe
 Belebend ab, daß sie sich rhythmisch regt?
 Wer ruft das Einzelne zur allgemeinen Weihe,
 Wo es in herrlichen Akkorden schlägt?
 Des Menschen Kraft, im Dichter offenbart

In alle die Unruhe und Unrast des Lebens bringt der Dichter Ruhe und Behagen, er löst die Disharmonien in Harmonien auf, denn ihm ist das Vergängliche nur ein Gleichnis des Unvergänglichen, des Ewigen. Einem Dichter, wie Goethe, der zugleich ein großer Naturforscher, der Entdecker der Metamorphose der Pflanzen war, dem sich der fruchtbare Gedanke der Entwicklung enthüllte, dem war die Natur ein Mystrium Gottes; das Kleine wie das Große in ihr war ihm ein Gottesgedanke, ein Wunder an Schönheit, an Weisheit und für seinen Künstlerinn ein Beweis von der Einheitlichkeit der Schöpfung:

Wie alles sich zum Ganzen webt,
 Eins in dem andern wirkt und lebt!
 Wie Himmelsträfte auf und nieder steigen
 Und sich die goldnen Eimer reichen.
 Mit segenduftenden Schwingen
 Vom Himmel durch die Erde bringen,
 Harmonisch all das All durchklingen!

So wird der Dichter zum Dolmetsch ewiger, auf Ordnung und Schönheit hinzielender Schöpfungsideen.

„Was die Geschichte reicht, das Leben gibt, sein Busen nimmt es gleich und willig auf.“ Was anders soll das heißen, als daß sich der Dichter mit der Lebendigsten Hingebung und Sympathie in das Sein vergangner Zeiten und Geschlechter versenkt und nicht minder willig und offen ist allen Eindrücken der Gegenwart gegenüber? Nichts Menschliches ist seinem Busen, das ist seinem schaffenden Genius, seinem mitempfindenden Gemüte fremd.

In diesen beiden Zeilen ist also der Stoff und ist zugleich die Aufnahmeweise des Stoffes umschrieben. Jener ist die Geschichte und das Leben, diese ist die gleiche, alle Zeiten umspannende, willige Teilnahme. Es ist die Liebe zu Welt und Leben, zum Menschenwesen; den echten Dichter durchdringt: die schaffende Liebe, die sich ihres Werkes freut und ihres Werkes pflegt, die Liebe zum Großen und zum Kleinen, sowohl zu dem Erhabnen,

Ernstern und Heiligen, was die Geschichte bietet, wie zu dem Unmutreichen, Heitern, Lieblichen, das in verborgnen Winkeln blüht. Die Liebe, die Weltbehagen, die Humor heißt. Dessen Hauptquellader ist ja gerade das Gemüt mit seiner Innigkeit und Tiefe, seiner Freudigkeit, die alles Ungemach überwindet, neben dem Schatten auch das Licht, neben den Dornen auch die Rosen, neben den Sümpfen auch die reinen Quellen sieht. Die Liebe zum Weibe, zu den Kindern, zur Heimat und zu heimatlicher Art, zum Vaterlande, die Liebe zum Volke und allem Volkstümlichen in Aberglauben und Sitte. Die versöhnende Weltliebe, die — wie bei Goethe — das Erforschbare erforscht und das Unerforschliche in Andacht ehrt, weil es das Unergründliche als die Wurzel des Ergründlichen betrachtet. Die innige und sinnige Naturliebe, die sich versenkt auch in das bescheidne Blümchen, alles belauscht, was sich regt und was da krecht und fliegt, die sich begeistert an der Erhabenheit des Meeres und der Berge, der Heide und des Moores oder des Himmels mit seinen Milliarden von Sternen. So ist das Dichtergemüt empfänglich für alles Große und Schöne in Natur und Menschenleben.

Und wie behandelt es der Dichter? Darauf antwortet unser Goethewort: „Das weit Zerstreute sammelt sein Gemüt.“ Hier also sehen wir noch die ursprüngliche, weitere Bedeutung des Wortes: es ist so viel wie Geist, ja der ordnende Verstand, die besonnene Arbeit, die sich mit Begeisterung paaren muß, soll etwas Vollendetes erstehn. Aus wieviel Einzelbeobachtungen setzt sich zum Beispiel irgendeine Gestalt eines Romans, eines Dramas zusammen, wie aufmerksam muß der Dichter beobachtet haben! Oder wenn er eine ferne Zeit wieder heraufführt und uns anschaulich machen will, muß er Entlegnes, Fremdes, Gegensätzliches zusammenschweißen. Das heißt in Wahrheit Gestalten, Formen! Keine bunte Mosaik dürfen die Einzelheiten ergeben, sondern sie müssen sich zum Ganzen voll Lebenswahrheit zusammenschließen. Welche Welt des weit Zerstreuten umschließt zum Beispiel der „Faust!“ Ich erinnere nur an die Helena, an den Kaiser und seine Pfalz, an den Renaissancemenschen Faust, an den Spötter Mephisto, an die holde Blüte deutschen Bürgertums, Gretchen. „Lebendiges Gefühl der Zustände und Fähigkeit, sie auszudrücken, macht den Poeten,“ sagt Goethe. In diesem Sinne liegt also der Reichtum des Gefühls oder des Herzens in der Stärke der Kraft, Eindrücke tief in die Seele eingraben zu können, diese Einschnitte wie Furchen

und Geleise zu erhalten, sodaß die Erinnerung sie leicht wiederfindet und sich in ihnen fortbewegt; das Fortspinnen angesponnener Fäden, das folgerichtige Fortentwickeln ganzer Begebenheiten und Charaktere, die Verknüpfung des Selbsterfahrenen und des an andern Aufgefaßten: alles das ist von höchster Wichtigkeit für das dichterische Schaffen. Die Energie der Erfahrungen vom Menschenherzen und von der Welt, die Kraft der Verallgemeinerung des Einzelnen, die Verschmelzung von Innen- und Außenwelt: das ist Sache des Dichtergemüts. Darum ist auch alle Dichtung symbolisch: überall finden wir in ihr ein Inneres, das sich in einem Äußern darstellt, oder ein äußerliches Bildliches, das durch eine Innerlichkeit beseelt ist. Wir nennen in der Poetik die Übertragung des Geistigen auf das Sinnliche oder des Sinnlichen auf das Geistige eine Metapher. Die Metapher ist nur der sprachliche Abdruck des innern Vorgangs, worin Welt und Seele im Dichter zusammenrinnen. So endet auch Goethe die Schilderung des Dichters im „Tasso“ mit den Worten: „Und sein Gefühl belebt das Unbelebte.“

Der Dichter schließt die unbelebte Natur, wie Pygmalion die Marmorstatue, an sein Herz, und sie beginnt sich zu erwärmen und zu beseelen. Da wirft die Fürstin Sonne den Purpurmantel um die Schultern, da regt der Wind die Flügel, rast das Feuer, stürmt jauchzend der Bach ins Tal, klagt und ächzt der Sturm in den Zweigen, weint der Regen hernieder; da schlummern mit gesenkten Blütenglöckchen die Blumen, da träumt der Wald im Abendfrieden, oder es wiegen sich im Morgenwinde die jungen Zweige, und die Blumen schauen uns mit ihren Kinderaugen freundlich an. Der Mond labt sich im Meer, oder er schaut kläglich vom Wolkenhügel aus dem Dufte hervor, oder sein freundlicher Zauberhauch umsäuselt die Beeren des Weinstocks. Ich erinnere an „Ganymed,“ „Märlied,“ „Herbstgefühl,“ „Willkommen und Abschied.“ Ich erinnere an Mörike und an Eichendorff. Alles das ist die Sprache des dichterischen Gefühls, das eine verwandte Seele der Erscheinungswelt leiht, sodaß diese lebt, atmet, träumt, voll Ahnungen und Stimmungen, voll Hoffnung und Furcht ist, wie der Mensch in seiner Freude oder Qual. Der Dichter ist ein König hier auf Erden, er gebietet den Elementen, und sie beginnen zu leben; er ruft zum Einklang Natur und Geist, er enträtselt das schlummernde Geheimnis, wie Eichendorff die Lösung für den Dichter ausgibt:

Schläft ein Lied in allen Dingen,
 Die da träumen fort und fort,
 Und die Welt hebt an zu singen,
 Triffst du nur das Zauberwort.

Der Dichter schließt den Schacht verborgner Tiefen auf, und sein Wunderschlüssel ist die Analogie, ist die Übertragung des Geistigen auf das Sinnliche, kurz das Metaphorische. Und wer sagt uns, daß der Dichter nicht auch Philosoph ist und daß er nicht recht habe mit dieser Weltanschauung? Die Natur nannten auch große Philosophen einen schlummernden Geist, und der große Psychophysiker Fechner kennt nichts Unbeseeltes in dem Weltenall. Freilich vor allem, weil er nicht nur experimenteller Naturforscher, sondern auch Dichter war. Aber ist überhaupt in den großen metaphysischen Lehrgebäuden die Grenze zu ziehn, wo die Wissenschaft aufhört und die Phantasie ihren kühnen Flug zu den Wolken anhebt? Sind nicht die Philosophien Platons, Hegels, Schellings, Schopenhauers großartige Gedankendichtungen? Die Phantasie mischt eben überall ihre Farben hinein; der Mensch ist das Maß aller Dinge, und „das Gefühl belebt das Unbelebte,“ sogar das Abstrakte, die toten Begriffe. Zu allen Zeiten haben die Dichter, kraft der personbildenden Phantasie, Hoffnung, Furcht, Meid, Haß, Liebe, Krieg, Sorge, Armut, Recht, Reichthum usw. zu Wesen voll individuellen Lebens gestaltet. In der Welt des Dichters schlägt der Geier Tod die dunkeln Schwingen dem Unglücklichen um das Haupt, oder der bleiche Gesell pocht mit seinem Fuße an die Pforten der Schäferhütten und der Königsschlösser. Ins bunte Mahl greift er mit eiskalter Faust und streift die Rosen von den Wangen. Die Sorge steigt sogar auf das eherne Schiff und bleibt nicht hinter den Reiterzügen zurück, schnell wie Hirsche im Laufe, schnell wie der Ostwind. So bei Horaz (II 16 und III 1): „Das drohende Gespenst der Furcht wandelt überall mit dem Herrn; nicht weicht sie von dem gepanzerten Dreidecker, und hinter dem Reiter hocht die schwarze Sorge.“ Und bei Goethe, am Schlusse des zweiten Theils des Faust, spricht das „graue Weib,“ die Sorge:

Würde mich kein Ohr vernehmen,
 Würd' es doch im Herzen dröhnen;
 In verwandelter Gestalt
 Üb' ich grimmige Gewalt,
 Auf den Pfaden, auf der Welle,
 Ewig ängstlicher Gefelle;

Stets gefunden, nie gesucht,
 So geschmeichelt wie verflucht,
 Hast du die Sorge nie gekannt?

So heißt es in „Alexis und Dora“: „Wenn die Sorge sich kalt, gräßlich gelassen mir naht.“ Bei Heine: „An meinem Bett in der Mitternacht als Wärterin die Sorge wacht.“

Storm singt von dem Geier Schmerz, Goethe nennt die Hoffnung die Schwester der Phantasie, die Treiberin und Trösterin, andre preisen die Frau Sehnsucht mit den großen verträumten Augen oder die Liebe, die mit glühenden Blicken dich anschaut, das Glück, das auf leisen Zehen geschlichen kommt, die Zeit als einen wundertätigen Engel, als allgebietenden Herrscher oder als eine greise Vagantin, deren Fuß gleichgiltig niedertritt, was untergehn muß, und Heine dichtet: „Die Stunden sind aber ein faules Volk! Schleppen sich behaglich träge, schleichen gähnend ihre Wege; tummle dich, du faules Volk.“ Der Morgen grüßt mit Herrscherblick der Berge Häupter oder lächelt froh der Nacht ins Angesicht, sodaß die matte Finsternis flieht, wankend wie betrunken; die tauige Morgenfrühe verjagt mit warmem Hauch, mit blumenheiteren Wangen, scherzend all den Wolkendunst. Wie wundervoll beseelt Mörike den Tag in den Zeilen:

Dort, sieh am Horizont lüpfst sich der Vorhang schon!
 Es träumt der Tag, nun sei die Nacht entlohn;
 Die Purpurlippe, die geschlossen lag,
 Haucht, halbgeöffnet, süße Atemzüge:
 Auf einmal blüht das Aug', und, wie ein Gott, der Tag
 Beginnt im Sprung die königlichen Flügel!

Warum ist hier alles poetisch? Weil alles Anschauung und Empfindung zugleich, weil alles Leben und Bewegung und jeder einzelne Zug, ja der ganze sprachliche Ausdruck, gleichsam bis in die Fingerspitzen hinein, beseelt ist und doch das Phantasiebild plastisch vor unsern Geist stellt. Mörike hat, wie kaum ein zweiter, auch die Nacht mit echt dichterischer Phantasie aufgefaßt und beseelt in den herrlichen Zeilen:

Gelassen stieg die Nacht ans Land,
 Lehnt träumend an der Berge Wand,
 Ihr Auge sieht die goldne Wage nun
 Der Zeit in gleichen Schalen stille ruhn;
 Und secker rauschen die Quellen hervor,
 Sie singen der Mutter, der Nacht, ins Ohr
 Vom Tage,
 Vom heute gewesenem Tage.

Das uralte alte Schlummerlied,
 Sie achtet's nicht, sie ist es müd;
 Ihr klingt des Himmels Bläue süßer noch,
 Der flüchtigen Stunden gleich geschwungnes Joch.
 Doch immer behalten die Quellen das Wort,
 Es singen die Wasser im Schlafe noch fort
 Vom Tage,
 Vom heute gewesenen Tage.

Das sind Urlaute eines Dichtergemüths, das noch die personbildende Kraft der Phantasie, die einstmals in grauer Vorzeit die Mythen schuf, und zugleich das überquellende Gefühl besitzt, das die ganze Natur in seinen Strom hineinreißt und sie durchtränkt mit Leben, mit Seele. Und Seele ist Schönheit, Schönheit ist Seele. Auf diesem Sage ist die ganze Ästhetik aufzubauen.

Die Kraft des Bildens aber, des Beseelens ist das Wesen der Phantasie; eine Vorstellung reiht sie an die andre, und etwas Neues entsteht; sie verwebt Inneres und Äußeres, Lebendes und Totes in eins, sie ist die Sinnliches vergeistigende und Geistiges versinnlichende Bildkraft der Seele. Ihr, der ewig beweglichen, immer neuen, seltsamen Tochter Jovis, gibt deshalb Goethe den Preis unter den Unsterblichen, mag sie als wohlthätige Fee uns mit heitern Bildern umgaukeln, oder mag sie mit fliegendem Haar und düsterm Blick im Winde sausen um Felsenwände und tausendfarbig, wie Morgen und Abend, immer wechselnd, wie Mondesblicke, den Sterblichen scheinen.

Phantasie und Gemüt schaffen dem Dichter sein eigentümliches Weltbild. Mit dem Auge und dem Ohr der Phantasie sieht und lauscht er in die Welt hinein, und sein warmes Gemüt nimmt alles, was das Leben ihm reicht, mit Sympathie auf; so dringt er in das Wesen der Dinge ein und breitet in Sinnprüchen, Balladen und Dramen seine Weisheit aus, denn die besten Gedanken stammen, vor allem bei ihm, aus dem Herzen. Und wer möchte leugnen, daß die Menschen von den Poeten mehr als von den Philosophen zu einer höheren und reineren Auffassung des Lebens, nach Wert und Bestimmung, geführt worden sind? Wem in der Kindheit das Herz warm und die Phantasie rege geworden ist, durch Sage und Märchen, wer in der Jugend Besonnenheit und Begeisterung geschöpft hat aus den Werken Schillers und Goethes, wem überhaupt die größten Dichter der Weltliteratur von Homer bis Goethe zu Führern auf dem Lebenswege geworden sind, der kann nicht geistig verarmen und sittlich ver-

rohen. Und wer an den großen Humoristen der Engländer und der Deutschen, von Fielding bis Dickens, von Jean Paul bis Reuter hin, immer wieder Frische und Heiterkeit und den Sinn auch für das Kleine und Unscheinbare zu beleben vermag, der wird sich nimmer in Pessimismus verbittern und sich niemals in untätiges Grübeln verlieren.

So kann ein echtes, rechtes Dichtergemüt der Welt zum Segen werden. So rühmt denn auch die Gräfin Leonore im „Tasso“ neben der ernstesten Unterhaltung mit dem klugen Manne, der uns belehrt, die Dichtkunst; denn es ruhet „unser Ohr und unser innerer Sinn gar freundlich auf des Dichters Reimen aus, der uns die lieblichsten Gefühle mit holden Tönen in die Seele flößt. Sein reizend Leid, die selge Schwermut lockt ein jedes Ohr, und jedes Herz muß nach.“ . . . „Sein reizend Leid — die selge Schwermut!“ sagt Leonore. Das sind kühne Orymora; es scheint ein unvereinbarer Widerspruch zu sein zwischen Reiz und Leid, zwischen Seligkeit und Schwermut. Und doch! Ein Dichterherz umfaßt himmelhoch jauchzende Freude, aber auch abgrundtiefen Schmerz.

Wir haben bisher nur die Lichtseiten des Dichtergemüts betrachtet. Es hat auch seine düsteren Schatten. Noch dazu bei Tasso selbst. Worin liegt aber auch im allgemeinen dieses Leid und diese Schwermut, trotz der reizvollen Form, in die sie sich kleidet, begründet? Jeder tiefer angelegte Mensch empfindet schmerzlich den tragischen Doppelsinn unsres Lebens, das in der Erde wurzelt und zum Himmel emporweist, das zwischen hohem Wollen und schwachem Vollbringen hin und her schwankt, das tief getaucht ist in den Widerstreit von Ideal und Wirklichkeit. Gerade ein empfindliches und empfindsames Dichterherz, das sich weich und willig allen Eindrücken hingibt, wird leidvoll unter diesem Drucke der Unvollkommenheit alles menschlichen Beginns stehen.

Ein gefühlvolles Herz nennt Rousseau, der große, sich selbst belauschende und kritisierende Psychologe, eine unselige Himmelsgabe. Wie es dies werden kann, wenn sich mit dem Talent nicht ein fester Charakter, mit der Tiefe des Gemüts und der Lebhaftigkeit der Phantasie nicht auch nüchterne Überlegung und Besonnenheit verbinden, das lehrt uns Tasso. Er ist eine problematische, eine tragische Natur. Wohl ist ihm „der Dichtung holde Gabe“ verliehen, wohl „zog die schöne Welt den Blick des Knaben mit ihrer ganzen Fülle herrlich an,“ aber schon frühe, unter „der

Eltern unverdienter Not“ mußte er erfahren, daß dem Glück der Schmerz beigegeben ist, und auch als die Gunst der Großen ihm die Sorge des gemeinen Lebens nahm, mußte er doch an sich erleben, daß sich in den Vorbeer des Dichters die Dornen des Leides winden. Doch sein größter Feind ist sein eignes überschwengliches Herz. Als die Prinzessin ihn mit dem Kranze Virgils krönt, nach der Überreichung seines Werkes an den Herzog, da weiß er sich nicht zu lassen; der Kranz senkt ihm seine Locken, Fieberhitze bewegt sein Blut; er empfindet es heiß, daß nicht der Besitz beseligt, sondern das Streben nach hohem Ziel. Und hat er sonst sein Leid dem einsamen Hain geklagt, so will er nunmehr dort sein Glück genießen; in phantastischem Traume malt er es sich aus, sodaß Leonore ihm ein „Erwache! Erwache!“ zurufen muß.

Tasso ist in seinem weichen Gemüt ein Freund der Einsamkeit des Selbstgenußes; er will „lieber frei im stillen mit seinem Geist sich unterhalten“ als sich unter Menschen mischen; so verliert er den richtigen Maßstab für die Dinge, für sich selbst wie für andre. Er spinnt sich in sich selber ein; so wird er denn argwöhnisch und mißtrauisch. Und diese grüblerische Phantasie spiegelt ihm Verrat und Tücke vor, wenn er nur einen Brief nicht finden kann, den er in seinem unpraktischen und unordentlichen Wesen selbst verlegt hat. Scheu meidet er die Welt, weil er keinen Tadel vertragen kann, weil ein solcher ihn niederdrückt bis zur Verzagttheit und Verzweiflung. Und doch wie wahr sind die Worte des Herzogs: „Es will der Feind, es darf der Freund nicht schonen“ und das andre: „Die Menschen fürchtet nur, wer sie nicht kennt, und wer sie meidet, wird sie bald verkennen.“ Der Herzog sieht kraft seiner gesunden Lebensauffassung etwas Krankhaftes in dem reizbaren Wesen Tassos und sucht zu helfen, ohne „die Schuld des rauhen Arztes“ auf sich zu laden. Vor allem sucht er „Sicherheit und Zuversicht seinem Busen einzuprägen.“ Aber wie sehr es gerade hieran dem Dichtergemüt mangelt, das sehen wir bei Tassos erster Begegnung mit seinem Widersacher Antonio, der sogleich scharf seine Welt von der des Tasso trennt und mit begeisterten Worten das kluge Wirken des Papstes in der großen Welt der Tat und der diplomatischen Kunst rühmt, der für die schöne Kunst und für Wissenschaft nur so weit Raum läßt, als jene zielt und diese nützt. Nicht das übertriebne Lob Ariostens, das Antonio mit bewußter Schärfe gegen Tasso richtet, drückt diesen nieder, sondern er fühlt sich „in streitender Ver-

wirrung“ mit sich selbst, in innerm Zwiespalt; seine ganze Seele ist gefüllt von den „Gestalten jener Welt,“ die sich lebendig, rastlos, ungeheuer um einen großen, einzig klugen Mann gemessen dreht und ihren Lauf vollendet, den ihr der Halbgott vorzuschreiben wagt. So fühlt er sich selbst in seinem Unwert, er, den kurz zuvor das Lob des Fürsten zu den Sternen hob. Aber nur sanft und mild braucht das Wort der Prinzessin voll tiefer, verhaltener Neigung an sein Ohr zu schlagen, da berauscht er sich an Wonnen, die er sich träumt, da schwillt ihm heiß die Brust: „Blicke freudig! Es ist so groß, so weit, was vor dir liegt, und hoffnungsvolle Jugend lockt dich wieder in unbekannte, lichte Zukunft hin!“

Doch ein so leicht entzündbares Herz hat der rauhen Wirklichkeit gegenüber nicht Widerstandskraft genug, um nicht immer wieder bitterste Enttäuschungen und Niederlagen zu erleiden und aus allen Himmeln zu stürzen. Schneidender läßt sich der Kontrast nicht denken als seine gehobne Stimmung, in der er um Antonios Freundschaft, freilich allzu eilig, wirbt, und der beißende Hohn, der aus Neid und Eifersucht geboren ist, bei dem kühlen Diplomaten. Und so muß es denn zu einem heftigen Zusammenstoß kommen zwischen dem Dichter, den die Gleisnerin Hoffnung zu weit getrieben hat, der ganz Verehrung und Vertrauen, ganz Seele und Gemüt ist, und dem Staatsmanne, der mit den Pfeilen seiner Augen und seiner Zunge den Nebenbuhler in der Gunst der Frauen und den Liebling der Musen auf das schändeste angreift. Wohl reißt „der hohe Dichterschwung“ den Jüngling hinweg, aber dem andern fehlt das große Gemüt, das den Neid nicht kennt; und hämisch stachelt er den Fürsten auf, den Tasso, der den Degen zog, wegen der Verletzung des Burgfriedens auf das strengste zu bestrafen. Zwar verhängt der milde Alfons nur Zimmerhaft über den Dichter, aber dessen Gemüt ist durch die schwere Enttäuschung völlig verdüstert; er fühlt sich als „Verbrecher“ und legt den Degen und den Kranz zu den Füßen des Fürsten nieder. In seiner Einsamkeit bohrt er sich immer tiefer in seinen Schmerz hinein; in völliger Verkennung der Milde und Güte seines Herrn sieht er nur Sorge und Not seiner harren: „Das häßliche, zweideutige Geflügel, das leidige Gefolg' der alten Nacht, es schwärmt hervor und schwirrt mir um das Haupt. Wohin, wohin bewege' ich meinen Schritt, dem Ekel zu entfliehn, der mich umsaugt, dem Abgrund zu entgehn, der vor mir liegt?“ So spricht ein Gemüt, das in sich haltlos geworden ist und Menschen und Dinge völlig

verkennt. Mit Recht kann Leonore klagen, daß seine Sanftmut, sein gefällig Wesen, sein schneller Blick, sein richtiger Verstand, mit dem er sonst jedem gab, was ihm gehört, sein Gleichmut, der ertrug, was zu ertragen ist, die kluge Herrschaft über Zung' und Lippe ihm abhanden gekommen ist. Doch er erwidert: „Töricht ist's, in allen Stücken billig sein; es heißt sein eigen Selbst zerstören.“ Er will hassen, denn Haß gehöre wie die Liebe zum Leben, beide seien notwendig wie Tag und Nacht, wie Wachen und Schlafen. In allen klugen Ratschlägen sieht er nur Verschlagenheit und List, in der Freundin nur die kleine Schlange, die heranschleicht und mit glatter Zunge zauberische Töne zischt. Antonio, der sein Gleichgewicht wiedergefunden hat und dem Herzoge den gefeierten Dichter erhalten will, lenkt friedlich ein, aber alle Beschwichtigungsversuche werden zunichte an der Verbohrtheit dieses sich selbst und andre quälenden Dichtergemüts, das sich von allen gehaßt wähnt. Auch von der Prinzessin, die in elegischen Klagen der Gräfin ihr schmerzzerfülltes Herz ausgeschüttet hat und ihn nicht entbehren kann, den Seelenfreund. Doch Alfons hofft, daß durch eine Reise nach Rom der Dichter „die schöne Harmonie der hergestellten Sinne“ zurückgewinnen und froh und ganz geheilt heimkehren werde nach Ferrara.

In Wahrheit wetteifert also alles, den trüben Sinn zu erheitern, aber Tasso bekennet selbst: „Dies Gemüt ist nicht von der Natur bestimmt, ich fühl es leider! auf weichem Element der Tage froh ins weite Meer der Zeiten hinzuschwimmen.“ Vergebens mahnt der Fürst: „Entreiß dich dir selbst! Der Mensch gewinnt, was der Poet verliert!“ Erst als die Prinzessin ihm sanften Balsam zarter Neigung ins wunde Herz gießt, erwacht er wie aus schwerem Traum, um aber sogleich dann ins volle Gegenteil umzuschlagen; die sanfte Freundschaftsregung nimmt er als Liebe; ihn packt die wildeste Leidenschaft, und er reißt im Ungestüm die Erschreckende an sein Herz. In demselben Augenblick erscheinen Alfons und Antonio. Des Dichters Schicksal ist besiegelt. Noch einmal verzerrt sich alles vor seinem geistigen Auge ins Fragenhafte: eine Verschwörung war das ganze Spiel, das ihn vernichten sollte, Antonio das Haupt, der Kerkermeister und der Marterknecht, die Prinzessin die Sirene, „die Buhlerin, die kleine Künste treibt“! So rast er, und nur mit Mühe vermag das wilde Blut die ruhige Rede des besonnenen Mannes, der nun als Freund zum Freunde spricht, zu beruhigen, sodaß er sich gefangen geben muß. „Du gibst zu viel dir nach“: damit trifft Antonio den wunden Punkt dieses weichen Dichtergemüts, dem die Selbstzucht fehlt. Er ruft ihm zu: „Und wenn du ganz dich zu verlieren scheinst, vergleiche

dich! Erkenne, was du bist!" Da dämmert es endlich dem gequälten Dichter auf, daß er in der Irre gegangen und sich und die andern völlig verkannt hat. Sein Glück an dem Hofe zu Ferrara hat er zwar auf immer verscherzt; aber ihm bleibt als Trost sein Talent, das ihn über die Menge emporhebt: „Und wenn der Mensch in seiner Qual verstummt, gab mir ein Gott, zu sagen, wie ich leide.“ Er vergleicht den Antonio mit dem festen, unerschütterlichen Felsen und sich selbst mit der sturmbelegten Welle. Wohl weiß er: „im Sturm die Welle flieht und schwankt und schwillt und beugt sich schäumend über“; aber dieselbe mächtige Natur, die den Felsen gründete, gab auch der Welle die Beweglichkeit! Sie gab dem Dichtergemüte die Empfänglichkeit und Regsamkeit und die anschniegender Weichheit, und „in dieser Woge spiegelte so schön die Sonne sich, es ruhten die Gestirne an dieser Brust, die zärtlich sich bewegte“; d. h. alles, was groß und hehr und ewig an Gedanken ist, das findet in dem Dichtergemüte seinen hellen Widerschein tiefen Verständnisses. So soll Antonio nicht gering von ihm denken, sich seiner felsenharten Kraft nicht überheben, wenn auch der unglückliche Poet ihn nun erfasst, wie sich der Schiffer endlich noch an jenen Felsen festklammert, an dem er scheitern sollte.

Wir wissen am Schlusse des Dramas nicht, sollen wir es eine Tragödie des Dichtergemüts nennen, sollen wir an den Untergang des Helden glauben, oder dürfen wir hoffen, er werde sich aus all der Irr- und Wirrsal retten und sich hindurchringen zur Harmonie des Innern, zum Gleichgewicht eines wiederhergestellten Gemüts. Jedenfalls hat Goethe ein Dichterherz im Überschwange der Freude und des Leidens dargestellt, voll Naturwahrheit und Lebenskraft, wie es in der Weltliteratur seinesgleichen sucht. Und er konnte es, weil er selbst ein so großer Dichter war und nichts gestaltete, was er nicht in sich durchlebt und durchkämpft hätte, in heißer Leidenschaft, in bitterm Ringen. Er selbst hatte aufs tiefste den Widerstreit von Poesie und Leben erfahren, und ähnlich wie den Antonio dem Tasso läßt er die Muse in der „Zueignung“ dem als Übermenschen sich fühlenden zurufen: „Wie viel bist du von andern unterschieden? Erkenne dich! Leb mit der Welt in Frieden!“ Vor Selbstüberschätzung und vor Selbstunterschätzung muß sich der schöpferische Mensch bewahren; er muß stolz und doch wieder demütig, kühn und doch wieder bedächtig sein. Was in der „Zueignung“, was im „Faust“ der Weisheit letzter Schluß ist, das können wir mit dem Worte des „Wilhelm Meister“ kennzeichnen: „Der Mensch ist nicht eher glücklich, als bis sein unbedingtes Streben sich selbst seine Begrenzung bestimmt.“ Die Selbstzucht,

die Erkenntnis des eignen Wertes und die Erkenntnis der Schranken, die nun einmal jedem gesetzt sind, haben Tasso gemangelt; darum ist er unglücklich geworden; Antonio weist ihm den Weg, auf dem er genesen kann.

So haben wir im „Tasso“ ein Dichterbild voll zwingender innerer Wahrheit; wir sehen zu den Höhen seligen Schaffens und seligen Schauens empor und in die Abgründe eines sich selbst zerstörenden Gemüts. Wir sind erschüttert von der Tragik eines Dichterlebens, die zugleich die Tragik des Menschenwesens überhaupt in sich schließt; denn ein Dichter ist weder ein Gott noch ein Wunder, sondern eben ein ganzer, reicher Mensch, mit besonders feinen seelischen Organen, mit besonders tiefem Empfinden und mit der Fähigkeit, dieses in glaubhaften, naturwahren Gestalten darzustellen. Goethes „Tasso“ löst das Dichterproblem mit seiner tiefen Tragik in so vollendeter Weise, weil es diese in den Bereich des Allgemein-Menschlichen emporhebt. Wir sind ja alle entweder Tasso- oder Antonionaturen; die Menschen gleichen entweder der Martha oder der Maria im Gleichnisse Jesu; ja ganze Völker sind in ihrer Art auf den einen oder den andern Ton gestimmt; ich erinnere nur an den Gegensatz zwischen den Griechen und den Römern. Das Vollkommne besteht in der harmonischen Vereinigung der Gegensätze. So sagt die Gräfin Leonore, die Natur hätte ihr Ideal erreicht, wenn sie aus Antonio und Tasso einen Mann gebildet hätte. Goethe selbst aber erscheint uns deshalb so groß, weil er diesem Ideal so nahe wie wenige Sterbliche gekommen ist und in sich die Versöhnung von Kunst und Leben gewonnen hat. Aber solches Ideal ist nur in schwerem Geistesringen und in heftigen Herzenskämpfen zu erreichen, und daran hat es Goethe wahrlich nicht gefehlt. Davon gerade gibt uns der „Tasso“ ein so lebendiges und wirkungsvolles Zeugnis.

So wird die Dichtung zur Erlösung von Druck und Spannung für den Dichter selbst und für uns zur Offenbarung dessen, was in Duft und Dämmer in unsrer Seele schlummerte. Poesie ist Lebens- und Ewigkeitspiegelung zugleich, sie ist Welt-erklärung im Zauber der Sprache und im Lichte des tiefbewegten Gemüts.

Wer ihre Stimme nicht vernimmt,
Ist ein Barbar, er sei auch, wer er sei.